

Claudia Modellmog

Orte, Räume, Lebensformen. Geselligkeit und Gesellschaft

Die Stadtmauern als Kennzeichen vormoderner europäischer Städte verleiten zur Annahme, im Inneren des Mauerrings habe sich der städtische, im Aussen der ländliche Raum befunden. Doch der städtische Raum reichte über die Mauern hinaus und umfasste auch die Vorstädte. Sie unterschieden sich vom Zentrum durch den grösseren Anteil armer Leute, die oft keine Bürger waren, gleichwohl aber zur Einwohnerschaft gehörten, und durch eigene Organisationen, die Vorstadtgesellschaften. Diese brachten es, anders als die Zünfte, zwar nie zur Vertretung im Rat, übernahmen aber ähnliche Funktionen: Sie gaben Orientierung über die rechte Ordnung und übten niederschwellig Kontrolle darüber aus, boten Unterstützung und Geselligkeit an. Was Stadt bedeutete, wer hier etwas zu sagen hatte, wurde zum grossen Teil in den Zunft- und Gesellschaftshäusern verhandelt, aber immer auch im städtischen Raum vorgeführt: bei Turnieren, Prozessionen oder zur Fastnacht. Neben solch demonstrativen Ereignissen gehörte zum urbanen Leben essenziell das Nebeneinander von Armen und Reichen, Christen und Juden, Einheimischen und Fremden. Es lässt sich anhand spezifischer Plätze, Quartiere und Orte beschreiben.

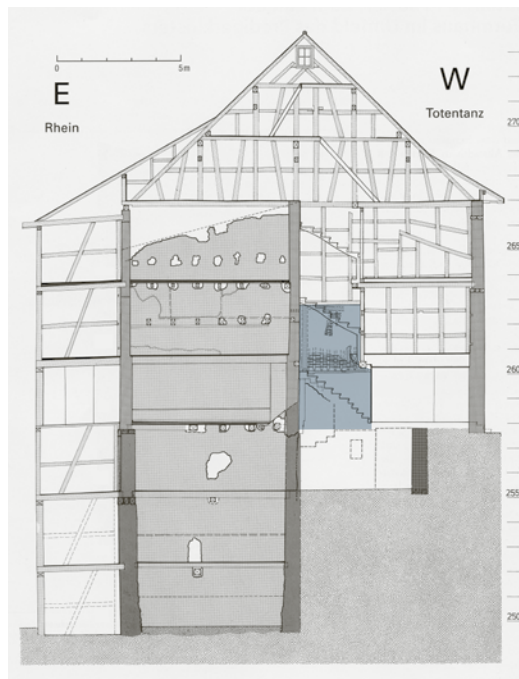
Wie unterschiedlich Basel als Stadt im Jahr 1256 wahrgenommen werden konnte, lässt sich an einer Urkunde ablesen, die der Basler Bischof Berthold damals ausstellen liess. Es ging darin um die Regeln für die Bäcker in der Stadt. Die Urkunde verliert kein Wort über Selbstverwaltungsrechte oder eine Zunft, sie ist gänzlich aus der Perspektive der Herrschaft geschrieben: Der Bischof sprach von den Bäckern in «seiner Stadt» (*nostrae civitatis*). Als es aber um deren Abgaben ging, brach sich eine andere Perspektive Bahn. Die Stadt zerfiel nun in verschiedene Räume. Deutlich geringere Abgaben als ihre Kollegen zahlten jene Bäcker, die «bei Sankt Alban, in Kleinbasel oder vor dem Kreutztor» – also der St. Johannis-Vorstadt – «oder vor anderen Stadttoren» lebten.¹ Obwohl Kleinbasel bis ins 14. Jahrhundert rechtlich gesehen eine eigene Stadt war, nannte es die Urkunde in einer Reihe mit den Grossbasler Vorstädten. Mit diesen hatte die rechtsrheinische Stadt tatsächlich einiges gemein.

Die Basler Vorstädte in archäologischer Perspektive

Gute Anhaltspunkte für die Entwicklung der Vorstädte gibt die Lage der seit den 1230er-Jahren neu gegründeten Klöster, die im linksrheinischen Grossbasel zunächst ausnahmslos direkt vor den damaligen Stadttoren errichtet wurden. Dort war noch genügend Platz für die ausgreifenden Klosterareale, und die Klöster trugen zum Ausbau dieser Zonen bei. Anfangs als Bauherren, später als Grosskonsumenten zogen sie Handwerker an. Im 12. Jahrhundert hatte sich bei St. Alban eine Vorstadt gebildet, die dem Cluniazenserklöster in mehrfacher Hinsicht unterstellt war und auch deshalb lange ein Eigenraum blieb.

Etwas jünger ist die dichtere Besiedlung der anderen Vorstädte anzusetzen. Doch schon für das 13. Jahrhundert konnten Archäologie und Bauforschung in den Vorstädten vor dem (inneren) Spalen- und dem Kreutztor einige Häuser nachweisen, die wenigstens teilweise aus Stein errichtet waren. Eines davon (Spalenvorstadt 7) lag genau gegenüber der ersten Klosteranlage der Franziskaner, die später vom Frauenkonvent Gnadental übernommen wurde.² Kloster und Haus wurden wohl gezielt an der Ausfallstrasse Richtung Elsass errichtet [37].³ Dieser wichtigen Verkehrsader dürfte die Bebauung schon früh gefolgt sein, ohne sich strikt darauf zu begrenzen. Denn auch an der von der Ausfallstrasse abzweigenden heutigen

47 Rekonstruktionszeichnung zum Haus am Totentanz 8. — Schon früh wurde in der St. Johannis-Vorstadt in der Nähe des Predigerklosters sehr hoch gebaut, weil dort der steile Anstieg der Rheinhalde zu überwinden war (Totentanz 8) [48]. Die Abbildung zeigt einen Schnitt und die Brandmauer. Der Kernbau aus der Mitte des 13. Jahrhunderts (mit Pultdach) ist grau eingefärbt. Blau eingefärbt sind Reste eines gleichzeitigen Fachwerkbau, der den Kernbau Richtung Strasse erweiterte. Jünger sind das Dach, die anderen Anbauten zur Strasse hin (um 1685) und die dortige Fassade. Die Lauben zum Rhein hin wurden erst um 1800 angebaut (s. Anm. 4).



48 Conrad Morand (?), Rheinansicht (Detail), um 1530. — Der Ausschnitt zeigt die Fassaden zum Rhein hin schmucklos, denn die Schauseiten der Häuser waren allein zur Strasse hingewandt. Gut erkennbar sind auskragende Fachwerkanbauten, wie sie für das Haus am Totentanz 8 (zur Strasse hin) bereits im 13. Jahrhundert anzunehmen sind.



Schützenmattstrasse 11 stand bereits im 13. Jahrhundert ein einfaches kleines Haus mit steinernem Keller und einem Fachwerkaufbau.⁴ Für eine schon fortgeschrittene Bebauung spricht, dass die Spalenvorstadt in den 1270er-Jahren mit Befestigungen versehen wurde. Im Laufe des 14. Jahrhunderts schlossen sich die ersten Hausfronten zur Strasse hin. Anders als in der Innenstadt hielten sich aber hinter den Häusern noch lange grössere Gartenareale.

Eine Gründungsstadt: Kleinbasel

Anders als die linksrheinischen Vorstädte war Kleinbasel eine Gründungsstadt. Die Errichtung der Rheinbrücke in den 1220er-Jahren hatte die Voraussetzungen dafür geschaffen. Seit den 1250er-Jahren tauchen in der schriftlichen Überlieferung einzelne Häuser und Gassen auf;⁵ Profanbauten des 13. Jahrhunderts lassen sich auch archäologisch nachweisen.⁶ Teils wurden Grundstücke gezielt entwickelt, wie die regelmässige Parzellierung grösserer Areale erkennen lässt. Im Kontrast dazu gab es noch längere Zeit Überbauungslücken, die wahrscheinlich als Werkplätze genutzt wurden.⁷

Dass seit 1250 Schlag auf Schlag eine rechtsrheinische Neustadt entstand, belegen übergreifende Infrastrukturmassnahmen. 1255 wurden erstmals (Stadt-) Gräben erwähnt, ab 1256 Stadttore. Ein Teilstück der Kleinbasler Stadtmauer, soweit sie bis 1270 fertiggestellt worden war, konnten bauhistorische Forschungen in den Mauern des «Kleinen Klingentals» identifizieren. Dieses erste Konventsgebäude der Frauen integrierte den vorhandenen Mauerabschnitt in seiner langgestreckten Nordfassade.⁸ Das Klostergelände als Ganzes wurde später – auf Kosten der Frauen – mit einer neuen Stadtmauer eingefasst, die dem Kleinbasler Mauerlauf eine markante Ausbuchtung bescherte. Wahrscheinlich hatte also schon um 1270 das Bauland nicht mehr ausgereicht, um die Klosteranlage aufzunehmen.

Der grösste Kleinbasler Grundbesitzer war das Kloster St. Alban. Bei der Errichtung der Stadt spielten die Cluniazensermönche allerdings nur insofern eine Rolle, als sie dort abgegrenzte Parzellen zu sehr günstigem Zins verliehen. Zu den in Kleinbasel aktiven Investoren gehörten auswärtige Klöster wie Wettingen und St. Blasien, aber auch adlige und bürgerliche Männer und Frauen aus Basel und der Region. Besonderen Elan entwickelte ein einstiger Amtsträger des Bischofs, Heinrich von Ravensburg. Er beteiligte sich am Ausbau des Kanalsystems und liess mehrere Mühlen errichten. Einige davon verkaufte er in den 1270er-Jahren den Klingentalerinnen, dazu auch eine Hofstatt dicht beim Klostergelände.⁹ Überdies bot er gegen eine Entschädigungszahlung an, einen auf dem Nachbargrundstück begonnenen Hausbau zu stoppen, falls die Baupläne den Schwestern missfielen.¹⁰ Das Kloster erwarb damals nicht nur für die Arrondierung des Klosterareals Immobilien, sondern auch als Investitionsobjekte und Wertanlage. Häuser und Mühlen brachten durch die Verleihung an Dritte laufende Einkünfte für den Klosterhaushalt.

Ein wesentlicher Kreis von Leuten, die Kleinbasels Bebauung mitgestalteten, dürfte in den urkundlich überlieferten Transaktionen aus gutem Grund fehlen. Das waren Menschen, welche auf günstig geliehenem Land einfache Häuser bauten



↑ 49 Bauphasenplan der Nordfassade des «Kleinen Klingentals». — Die Kleinbasler Mauer endete damals noch dreissig Meter vor dem Rheinufer. Sie zeichnet sich, rot eingefärbt, samt Zinnen im Gründungsbau des Klingentaler Klosters ab. Aus der Bauzeit zwischen 1270 und 1274 (braun), als die Frauen einzogen, stammen auch die Spitzbogenportale, die in die Stadtmauer gebrochen wurden, die regelmässig darüber angeordneten Fenster des Schlafsaals und der Sturz eines dreiteiligen Masswerkfensters (oben rechts) [50].

→ 50 Die Bebauung Kleinbasels um 1400. — Gelb markiert ist mit dem «Kleinen Klingental» der erste Wohnbau für die Klingentaler Frauen. Blau eingefärbt sind die Kleinbasler Gewerbekanäle, die mit Wasserkraft Mühlen und Schleifen, Schmieden und Sägen antrieben. Grün sind die Häuser der Kleinbasler Vorstadtgesellschaften im 15. Jahrhundert markiert. Am unteren Rand befindet sich das Areal des Klosters St. Clara.



und diese Häuser nicht verkaufen wollten, weil sie darin lebten. Für eine solche ärmere Bewohnerschaft, die in den schriftlichen Quellen unterrepräsentiert bleibt, sprechen archäologische Befunde: Die Stadtmauern Kleinbasels waren ebenso wie die der linksrheinischen Vorstädte deutlich schwächer als jene, die sich um die Grossbasler Innenstadt legten.¹¹ Auch die geringeren Abgaben der vorstädtischen und Kleinbasler Bäcker weisen in diese Richtung. Dabei zählten Bäcker wenigstens in späterer Zeit tendenziell zu den bessergestellten Bewohnern, denen die Besitzer von Mühlen und Schmieden, Schleifen und Sägen in den Kanalquartieren an die

Seite zu stellen sind. Zur armen Bevölkerung, die in den Vorstädten und Kleinbasel überproportional vertreten war, gehörten vor allem Leute, die ihr Auskommen in Landwirtschaft und Gartenbau sowie in Gelegenheitsarbeiten suchten. Dass die Vorstädte auf Dauer als weniger begehrten Siedlungszonen gesehen wurden, drückt sich auch darin aus, dass der Basler Rat des Öftern Einwohner aus der Innenstadt zur Strafe dorthin verbannte.¹²

Städtische Gesellschaften

Im Zuge der Stadtentwicklung bildeten sich in Basel unterschiedlich geprägte Stadträume heraus. Rund um den Kornmarkt – dem heutigen Marktplatz – überwogen Häuser von Geschäftsleuten, am Nadel- und Petersberg und um den Münsterplatz dominierte die aristokratische Bewohnerschaft, in den Vorstädten sammelten sich Migrant:innen vom Land und in manchen Gassen oder entlang der Wasserläufe konzentrierten sich spezifische Gewerbe (vgl. S. 172 f.). Die Eigenheit der unterschiedlichen Basler Stadträume wurde ausserdem durch Orte geprägt, die explizit den Zweck hatten, Menschen zueinander zu bringen. Solche Treffpunkte sind etwa für Handwerksgesellen belegt, die sich auf diese Weise einen Raum schufen, an dem sie sich der Kontrolle der Meister entziehen konnten.¹³ Als exklusive Orte der Geselligkeit für die eigenen Leute bekannter sind aber die Zunft- und Gesellschaftshäuser.

Zünfte und Vorstadtgesellschaften

Zunft Häuser sind seit dem 14. Jahrhundert belegt. Teilweise hatten sie Vorläufer in Trinkstuben, die nicht den Besitz einer ganzen Liegenschaft voraussetzten. Hier versammelten sich die Zunftmitglieder zu ganz verschiedenen Anlässen. Frauen und Männer, die keine Vollmitglieder waren, sondern allein der geistlichen Zunftbruderschaft beitraten, kamen nur zu den wenigen Grossversammlungen. Für viele, vor allem männliche Vollmitglieder, war das Zunft Haus hingegen stark in den Alltag integriert. Nach Feierabend konnte man hier dem «Müssiggang» frönen. Beim gemeinsamen Essen und Trinken, Spielen und Schwatzen wurden Informationen ausgetauscht und Geschäfte angebahnt, Ratsentscheide diskutiert und sogar Aufstände oder Verschwörungen geplant.¹⁴

51 Glasscheibe aus dem Zunfthaus zu Schneidern

(Detail), 1508. — Der Zunftheilige St. Gotmann (Homobonus) wurde der Basler Zunft zu Schneidern wahrscheinlich erst um das Jahr 1507 anempfohlen, und zwar von Basler Kartäusern, die damals einen eben in Venedig gedruckten «Heiligenkatalog» (*catalogus sanctorum*) erworben hatten. Geschickt und augenfällig eingearbeitet ist das damals aufkommende Zunftwappen, eine weisse Schere auf rotem Grund. Wappen und Scheibe belegen das gewachsene Repräsentationsbedürfnis der Zünfte. Homobonus gehörte zu einem besonderen Heiligentyp, der im Italien des 13. Jahrhunderts entstand. Er war ein Laie im Büsserstand und bekannt für seine Armensorge. Überlebte die Scheibe den Bildersturm, weil man sie abseits der Heiligkeit auch als Tugend der Caritas lesen konnte?



Das Gewicht der Zünfte lässt sich an der Errichtung eigener Zunfthäuser und der dafür gewählten Standorte ablesen. Fast alle Zünfte, die bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts noch kein Zunfthaus an zentralen Orten der Grossbasler Innenstadt besaßen,¹⁵ holten das nun nach. Kürschner und Gartner erwarben bald nach der Ermordung der jüdischen Bewohnerschaft (1349) jüdische Liegenschaften in der Gerbergasse, während die Schmiede nach der offiziellen Ausweisung der Basler Beginen (1411) ein einstiges Beginenhaus am Rümelinsplatz übernahmen.¹⁶ Ein Coup gelang der Safran- bzw. Krämerzunft. Sie konnte den einstigen bischöflichen Ballhof, das heisst das Lagergebäude für Stoffballen, erwerben und errichtete 1423 auf dem Areal einen vollständigen Neubau.¹⁷ Die zu den vier Herrenzünften zählende Safranzunft, deren Mitglieder man als «Herr» ansprach, ragt auch darin hervor, dass sie die nahegelegene Andreaskapelle gewissermassen als Zunftkirche vereinnahmte, in der die Zunft selbst den Kaplan einsetzte.¹⁸ Diese zentrale Positionierung hatte nicht nur praktische Gründe, sondern zielte ebenso auf die

öffentliche Wahrnehmung. Anders als das Rathaus, das eine offene Halle als Eingang aufwies und damit als öffentlicher Ort inszeniert wurde, schlossen sich – soweit noch zu ermitteln – die Zunft Häuser zur Strasse hin ab, was den exklusiven Zugang nur für Mitglieder betonte. Mit dem Rathaus gemein hatten sie, dass sich die verschiedenen Gebäudeteile um einen Hof gruppieren, der bei grösseren Anlässen viele Menschen aufnehmen konnte: ein Raum, um wichtige Beschlüsse der Zunft zu verlesen, den Bürgereid zu leisten oder auch zu tanzen.¹⁹

Je nachdem, welche Funktion man in den Blick nimmt, reichten die Aktivitäten und Kompetenzen der Zünfte unterschiedlich weit. Gerade in den Vorstädten und in Kleinbasel hatten die Zünfte Konkurrenz in den sogenannten (Vorstadt-)Gesellschaften. Diese Gesellschaften organisierten den Wach- und Kriegsdienst mit und besaßen eigene Gesellschaftshäuser samt Trinkstuben. Anhand von Kleinbasel lässt sich gut erkennen, dass auch hier die Gesellschaftshäuser in zentraler Lage errichtet wurden [50].

Die Vorstadtsellschaften sind den Zünften nicht in jeder, aber in vielerlei Hinsicht an die Seite zu stellen. Anders als die Zünfte partizipierten die Vorstadtsellschaften nicht im Rat, sondern waren in dieser Beziehung, wie wohl der

Herrschaften und Genossenschaften

Zünfte galten lange als genossenschaftlich verfasste Organisationen schlechthin, geprägt von Selbstbestimmung, Selbstverwaltung und eigenen rechtlichen Kompetenzen – quasi der demokratische Gegenpol zu den überkommenen hierarchischen Herrschaftsformen. Herrschaft und Genossenschaft als polarisierendes Begriffspaar wurden in der Forschung oft fruchtbar angewendet, um die historischen Verfassungen sozialer Verbände zu analysieren. Hier wurde die Zeit seit etwa 1300 als die eines mehr und mehr wachsenden Kommunalismus beschrieben, besonders stark ausgeprägt im Süden des alten Reichs (auch der Eidgenossenschaft). In jüngeren Arbeiten zu vermeintlich rein genossenschaftlichen Organisationen ist dagegen die Aufmerksamkeit dafür gestiegen, dass genossenschaftliche Organisationen auch vertikale Strukturen hervorbrachten.

Einige Basler Zünfte bildeten im Rahmen der vermeintlich egalitären Zunftverfassung drückende Abhängigkeitsverhältnisse aus. So nutzten reiche Metzger- oder Viehhändler-Dynastien ihre Monopolstellung beim Einkauf von Rohmaterialien, um andere Zunftgenossen kleinzuhalten. In armen Zünften – bei Webern oder Fischern und Schiffeuten – konnten sich solche Konstellationen kaum etablieren. Hier wie dort aber suchten die Zunftvorstände ihre Macht innerhalb der Zunft auszubauen, indem sie einfachen Mitgliedern die Mitsprache verweigerten oder sich zusätzlich in eine zweite Zunft einkauften, um ihren Geschäftsumfang zu erweitern.²⁰ Und schliesslich ist nicht zu vergessen, dass nicht jedermann – und vor allem nicht jede Frau – überhaupt als (volles) Zunftmitglied aufgenommen wurde, denn die Mitgliedschaft war nicht für alle bezahlbar.

Grossteil ihrer Mitglieder, minderprivilegiert. Doch auch sie durchdrangen die (vor)städtische Gesellschaft auf sehr verschiedenen Ebenen, offerierten Bruderschaft, Kontakt und Unterstützung, übten aber auch Kontrolle aus. Exemplarisch lässt sich dies anhand der Kleinbasler Gesellschaft Zum Rebhaus zeigen, welche unabhängig von den Zünften der Rebleute und der Gärtner bestand. Aus dem Jahr 1431 hat sich im Archiv der Gesellschaft eine Ordnung erhalten,²¹ eingerichtet gemäss der Überschrift von «unseren Ratsherren und Meistern, neuen und alten». Sie war also wohl in gemeinsamen Beratungen ausgewählter Zunft- und Gesellschaftsvorstände mit dem Rat der Stadt ausgearbeitet worden. In Bezug auf die Stellung und Aufgaben von Zünften und Gesellschaften ist der letzte Satz bemerkenswert: Die Ordnung sei «allen zunften und geselschaften» schriftlich übergeben worden. Das erhaltene Schriftstück war also nur eine von mehreren Kopien, die der Rat Zünften und Gesellschaften zur Bekanntmachung bei ihren jeweiligen Mitgliedern zugestellt hatte. Wenn auch die Gesellschaften insgesamt weniger Rechte hatten als die Zünfte, nahmen sie in diesem Fall schlicht dieselben Aufgaben wahr.

Die Ordnung regelte zuallererst den Taglohn von Rebleuten, Gärtnern oder Hilfskräften – Männern und Frauen, fremden und heimischen, ob sie nun inner- oder ausserhalb «beden stetten» (beider Städte) werkten. Schlechter als in der Ordnung festgesetzt zu bezahlen, war erlaubt – das Gegenteil nicht. Gleiches galt für die Verköstigung: am Morgen eine einfache Suppe mit Brot, zum «imbis» ein Stück Fleisch oder ein bis zwei Eier, dazu «mus» (Brei) und Brot. In der Fastenzeit traten sauer eingelegtes Gemüse («gumpest») und ein halber Hering an die Stelle von Fleisch oder Eiern. Am Abend gab es Brot «und anders nutzit». Über den Tag verteilt erhielten Männer anderthalb, Frauen ein Mass Wein (ca. 1,5 l). Alle sollten den ganzen Tag am Werk für ihre Auftraggeber bleiben.

Die Ordnung lässt das Denkmuster von Heimischen und Fremden hervortreten, obwohl die Fremden ausnahmsweise gleich behandelt werden sollten. In den frühen Tagen des Basler Konzils bewirkte der gesteigerte Konsum einen Arbeitskräftemangel, der Gleichbehandlung und Höchstlöhne nötig machte. Frauen kamen dabei schlechter weg als Männer, nicht nur bei der Verpflegung. Auch ihre Löhne waren niedriger. Das Regelwerk machte abschliessend allen zur Pflicht, die Übertretungen einzelner Akteur:innen anzuzeigen. Insbesondere in den Blick genommen wurden dabei geistliche Auftraggeber: «Brechtent aber die geistlichen dise ordenung, den soll man knecht und werg verbieten.» Diese Vorschrift zeigt zum einen, dass geistliche Institutionen, die wie viele andere Betriebe mit Saisonkräften wirtschafteten, als finanzkräftige Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt galten; zum andern, dass auch die Wahrnehmung der Geistlichkeit sich nach dem

konkreten Kontext richtete. Auch hundert Jahre später – zu Zeiten der Reformation – sollte die Kritik an den Vorteilen, die geistliche Institutionen sich und ihren Leuten in Handel und Produktion verschafften, eine wichtige Rolle spielen.

Einblick in ihre innere Struktur bietet ein anderes Dokument der Gesellschaft Zum Rebhaus, ein schäbig anmutendes Büchlein, an dem häufiger Gebrauch seine Spuren hinterlassen hat [52]. Weil es mit Listen über bezahlte Heizkostenbeiträge beginnt, ist es im Archiv unter dem Titel ›Heizgeldbüchlein‹ verzeichnet.²² Doch ein genauerer Blick erweist, dass weitere Abschnitte Eintrittsgelder, gewährte Kredite und verhängte Bussgelder verzeichnen. Die Gesellschaft ahndete also auch Vergehen, meist Konflikte zwischen je zwei Beteiligten. Genauer lässt lediglich ein Eintrag erkennen, bei dem es um einen Angriff auf den Stubenknecht ging, der quasi als Wirt für die Gesellschaft fungierte: dem hatte ein gewisser Peter L. eine Kanne in den Bauch geworfen. Als Busse musste der Angreifer ein Pfund Wachs zahlen. Das Zahlungsmittel ist bezeichnend. Wachs als Beleuchtungsmaterial war schon seit Jahrhunderten als Abgabe im Zusammenhang mit Gaben fürs Seelenheil und Sünden etabliert. Wachskerzen wurden wohl nirgendwo in solcher Menge verbraucht wie in Kirchen. Die Wachsstrafen könnten durchaus in Kerzenform aus dem Gesellschaftshaus auf den Altar des heiligen Pantaleon in der Kleinbasler Pfarrkirche St. Theodor gewandert sein, jenen Altar, den die Gesellschaft Zum Rebhaus dort gemeinsam mit den beiden anderen Kleinbasler Gesellschaften unterhielt.

Ganz am Ende folgten im ›Heizgeldbüchlein‹ die Ausgaben (und verstreuten Einkünfte) der Gesellschaftsmeister und Untermeister. Für Gesellen, die sich unter dem Banner der Gesellschaft an Fehde- oder Kriegszügen beteiligten, wurde vor Ort Brot gekauft und bei der Rückkehr ein Mahl mit Fleisch bezahlt. Manchmal wurden der Kleinbasler Schultheiss – der Gerichtsherr Kleinbasels – oder der Leutpriester bewirtet. Mal war ein Fenster zu reparieren, mal ein Ofen, mal Tischtücher, Gläser und Teller zu kaufen. Regelmässige Ausgaben für ein Spalier weisen darauf hin, dass die Gesellschaft eigene Reben bewirtschaftete. Der ebenfalls verzeichnete Erlös für den davon geernteten Wein war so gering, dass man sich die Reben am ehesten an Laubengängen oder im Hof des Gesellschaftshauses vorstellen möchte, wo sie zugleich dem Namen der Gesellschaft Ehre machten.

Die mit Abstand häufigsten Ausgaben galten dem (Heiz-)Holz, das die Meister wohl mehrfach in Muttenz kauften. Dort ansässige Bauern wurden öfter für den Transport entlohnt. Sie brachten das Holz offenbar zum Rhein, denn auch Schiffsleute wurden bezahlt. Hinzu kamen Kosten für das Hauen und Tragen des Holzes und schliesslich für den Zoll. Das Heizen der Trinkstube brachte also einigen

52 «Heizgeldbüchlein» der Gesellschaft Zum Rebhaus, ca. 1489–1500. — Das «Heizgeldbüchlein» begann mit Mitgliederlisten, die den Eingang der Zahlungen fürs Heizen erfassten. Danach folgten andere Rubriken, darunter die «Überkumnisse», Übereinkünfte zur Tilgung von Schulden (im Bild). Am Beginn neuer Abschnitte eingeklebte Lederstückchen erleichterten das Nachschlagen: Wer hatte welche Busse zu zahlen, wer die Eintrittsgebühr abzustottern, was hatten die Meister ausgegeben? Das um 1900 so genannte «Heizgeldbüchlein» ist ein Zeugnis umfassender Selbstverwaltung. Unter den Ausgaben werden auch solche für «den Schreiber» aufgelistet. Wer war das, und wer konnte die Einträge lesen? Unbeantwortete Machtfragen.



Aufwand mit sich. Dabei war die Gesellschaft Zum Rebhaus alles andere als reich. Die immer wieder belegte Sorge ums Holz illustriert den enormen Stellenwert der Heizung in der Trinkstube. Die Gesellschaftshäuser waren nicht nur Begegnungszentren; im Winter dürften die beheizten Stuben gerade für ärmere Vorstadtbewohner, denen die Mittel zum regelmässigen Heizen und Kochen fehlten, auch Wärmestuben gewesen sein.

Aus dem «Heizgeldbüchlein» lässt sich auch ablesen, dass die Gesellschaft ihre Mitglieder in ganz verschiedene Beziehungen einband – zum Rat, zum Schultheissen, zum Leutpriester. Zugleich diente das Gesellschaftshaus als eine Art Erweiterung der individuellen Haushalte. Hierin standen die Gesellschaften den Zünften in nichts nach. Gewerbetreibende Mitglieder der Vorstadtgemeinschaften waren sicher auch Angehörige einer Zunft, doch anders als die Zünfte hatten die Vorstadtgemeinschaften ein räumlich bestimmtes Einzugsgebiet. Im Fall der Kleinbasler Gesellschaften wurde der Bezug auf den rechtsrheinischen Stadtraum noch verstärkt durch die Tatsache, dass dieser ein eigener Pfarrbezirk

war. Der Zusammenschluss der Gesellschaften in einer Bruderschaft, die an der Pfarrkirche St. Theodor einen Altar unterhielt,²³ akzentuierte die Bindung an die Pfarrkirche über das Kirchenrecht hinaus, denn hier ging es gerade nicht um rechtlichen Zwang, sondern um eine selbstgewählte Bindung der Bruderschaft, die sie grundsätzlich auch auflösen konnte.

Konvergenzen und Divergenzen:

Freiwillige und erzwungene Gesellschaft um St. Alban

In anderer Weise nachverfolgen lässt sich die Quartierbindung in der St. Alban-Vorstadt. Das Quartier war am Rhein stark durch Kanäle und Mühlen geprägt. Am Fluss, im Haus ‹Zum Esel›, befand sich auch die älteste belegte Trinkstube. Die oberhalb, heisst auf dem Berg wohnenden Leute, die ganz andere Interessen hatten, sahen sich in dieser Stube nicht vertreten. Nicht enden wollende, im Einzelnen nicht zu fassende Streitigkeiten zwischen beiden Parteien brachten 1486 den Prior von St. Alban dazu, auf die bis dahin ausgeübten Gerichts- und Aufsichtsrechte in der Vorstadt zu verzichten. Er legte sie in die Hände des Rats. Dieser beschaffte für die Vorstadtgesellschaft einen neuen Sitz im Turm beim Lindbrunnen, der aber schon 1492 ausbrannte. In der Folge bezog die Gesellschaft das Haus ‹zum Tolden›, nach dem sie sich bald ‹Zum hohen Dolder› nannte.

Im Zuge der Neuordnung der Gesellschaft ordnete der Rat an, alle nichtzünftigen Vorstadtbewohner müssten dort Mitglied werden, und erliess 1492 für sie eine umfassende Ordnung: Alle Nichtzünftigen mussten sich an Wach- und Kriegsdienst beteiligen. Witwen, Näherinnen und «dergleichen Leute» hatten anstelle des Dienstes eine Gebühr zu entrichten. Die Gesellschaft sollte auch dafür sorgen, dass die Brunnen sauber blieben. Der Rat regelte die Wahl der Meister und erliess eine Stubenordnung. Beschimpfungen, Schlägereien und Messerzücken waren verboten, an Festtagen auch das Spielen und Fluchen.²⁴

Am Fall der Gesellschaft Zum hohen Dolder lassen sich die Zusammenhänge zwischen dem physischen, dem sozialen und dem rechtlichen Raum gut konturieren. Die Interessenkonflikte zwischen den Leuten am Kanal (dem St. Alban-teich) und am Hügel gingen letztlich auf die Topografie und das davon geprägte Gewerbe zurück. Der Rat hatte wiederum andere Interessen, nämlich die Vorstadtgesellschaft in die städtische Verteidigung und andere Aufgaben einzubeziehen. Ausserdem spielten alten Rechte des Klosters St. Alban eine Rolle. Was daraus ersichtlich wird, dass der Rat der Gesellschaft alle Gebühren für die Ablösung des Wach- und Kriegsdienstes in einem Raum weit über die Vorstadt hinaus zusicherte.

Dieses Gebiet aber entsprach dem der alten Rechte von St. Alban links des Rheins und ebenso dem korrespondierenden Pfarrbezirk [2]. Daran anzuknüpfen, gebot vielleicht die damalige finanzielle Not der Gesellschaft, die in kurzer Folge zweimal umziehen musste.

Die Auseinandersetzungen um die Vorstadtgesellschaft von St. Alban waren vielleicht besonders gravierend, doch dürften Konflikte innerhalb der Vorstadtgesellschaften und ebenso innerhalb der Zünfte kaum eine Ausnahme gewesen sein. Schliesslich waren Zünfte und Gesellschaften auch Institutionen, die Konflikte niederschwellig kontrollierten und Sanktionsmöglichkeiten gegen gewalttätige Mitglieder in Händen hatten. Der Stolz über die eigene Gesellschaft, der über Wappenscheiben oder an Altären in Szene gesetzt wurde, ist deshalb nicht als reine Schauseite aufzufassen. Denn auch Konflikte, ebenso wie die Kontrolle von Konflikten, verstärken soziale Beziehungen. Aber während eine erhaltene Inschrift bis heute vom Zunftstolz spricht, sind Konflikte und Solidaritäten, die sich in den Trinkstuben entfalteten, in den seltensten Fällen aufgezeichnet worden.

Die Hohe Stube und die aristokratische Basler Gesellschaft

Exklusive Trinkstuben waren keine Erfindung der Zünfte. Auch die Aristokratie hatte sie, und zwar schon seit dem 13. Jahrhundert. Deren älteste lag im Haus «zur Mücke» (Schlüsselberg 14), nur ein paar Schritte vom Münsterplatz.²⁵ Hier verkehrten vor allem die adligen Geschlechter. Bald trat die Trinkstube im Haus «zum Brunnen» (Petersberg 1) hinzu, wo sich vor allem Achtburger versammelten, jener Zirkel von Bürgern, die aus ihren Reihen acht «burger» in den Rat entsandten. Eine weitere Stube wurde im Haus «zum Seufzen» (Stadthausgasse 4–8) eröffnet, wo wenigstens zeitweise Adlige und Achtburger gleichermassen verkehrten.²⁶ Diese Aufteilung der aristokratischen Stuben, die gemeinsam unter dem Namen Hohe Stube firmierten, war keine strikte und so veränderlich wie die Aristokratie selbst. In den drei Jahrhunderten vor der Reformation änderte sich der Bestand an führenden Geschlechtern wesentlich dynamischer als danach.²⁷

Phasenweise sammelten sich in der «Mücke» und im «Seufzen» regelrecht verfeindete Parteiungen des städtischen (teils auch ländlichen) Adels, die allerdings ihrerseits keine langfristig stabilen Blöcke bildeten. Reibereien um Einfluss im Rat, Loyalitäten gegenüber regional bedeutenden Fürstenhöfen – der Basler Bischöfe, habsburgischer Herzöge und anderer – oder strittige Erbsprüche schufen immer wieder aufbrechende Konflikte, die zweifelsohne innerhalb der Stuben und phasenweise zwischen ihnen ausgetragen wurden. In den aristokratischen

Trinkstuben wurde auch ausgehandelt, wer Sitz im Rat nehmen oder dem Basler Bischof als Bürgermeister vorgeschlagen werden sollte. Die Stuben hatten also, ebenso wie jene der Zünfte, für die Verteilung, Ausübung und Weitergabe von Machtpositionen enorme Relevanz.

Schon im frühen 15. Jahrhundert löste sich die älteste adlige Stube im Haus «zur Mücke» auf. Das Haus wurde vom Rat übernommen, um hochrangige Gäste zu bewirten und Feierlichkeiten abzuhalten. Konzilsgäste, die über einen Basler «Stadtpalast» berichteten, meinten damit sehr wahrscheinlich das Haus «zur Mücke».²⁸ Die Übernahme der adeligen Trinkstube durch den Rat steht sinnbildlich für die abnehmende Bedeutung des Adels in der Stadt. Zwar sass er schon länger gemeinsam mit Achtburgern und Zünften im Rat, beharrte aber auf dem Privileg, einen Ritter als Bürgermeister zu stellen. Dieser Anspruch war im 15. Jahrhundert schwieriger zu erfüllen, auch deshalb, weil immer weniger Basler Adlige den Rittertitel führten.

Die Unterscheidung von Adel, Achtburger und Zünften orientiert sich an wichtigen Kategorien der Zeitgenossen. Sie ist allerdings nicht mit einer sozialen Schichtung gleichzusetzen. Auch in den Zünften gab es mächtige Männer, welche die Zunft verlassen und in die Hohe Stube aufgenommen werden konnten. Ein bekanntes Beispiel ist der 1379 als Apothekerssohn geborene Henman Offenburg, dessen Karriere als Bankier und Diplomat ihm einen kaiserlichen Wappenbrief und die Ritterwürde einbrachte.²⁹ Der wohl letzte dieser neuen Basler Ritter war Heinrich Meltinger, der 1512 von der Hohen Stube in den Rat entsandt wurde. Er war der Sohn des Basler Kaufmanns und Zunftmeisters der Schlüsselzunft Ulrich Meltinger und amtierte ab 1522 viele Jahre als ritterlicher Bürgermeister.

Heinrich Meltingers Karriere war gut vorbereitet: Studium, Solddienst, Ehe mit einer Basler Junkerstochter, Übernahme erst der bischöflichen Vogtei Birseck, später der städtischen Vogtei Waldenburg – all das hatte er vorzuweisen, um in die Hohe Stube aufgenommen zu werden.³⁰ Ein Blick auf seinen Vorgänger im Bürgermeisteramt verdeutlicht indessen, dass die Hohe Stube damals schon stark an Bedeutung verloren hatte. Meltinger war als Bürgermeister kein Ritter vorangegangen, sondern ein Zunftmeister – der in der Zunft zu Hausgenossen sitzende Münzwechsler Jakob Meyer zum Hasen. Als erster zünftischer Bürgermeister steht er in der Basler Stadtgeschichtsschreibung für den Durchbruch des «Zunftregiments» im Rat. Aber dieser «Zünfter» besass neben dem Haus «zum Hasen» in der Stadt seit 1508 auch einen repräsentativen Landsitz, ein Schlösschen in Gundelringen.³¹ Er war ein Aristokrat, wenn auch kein Adliger. Die Übernahme hoher städtischer Ämter blieb ein Merkmal der gewandelten städtischen Aristokratie.

Städtischer Raum als Arena – Wettkämpfe, Feste, Prozessionen

Anders als die Gesellschaftshäuser mit ihren abgegrenzten Mitgliederkreisen teilte sich grundsätzlich die gesamte Stadtbevölkerung den öffentlichen Raum – vor allem Gassen und Plätze, die allen zugänglich waren. Allerdings gaben diese Räume im Jahresverlauf immer wieder eine Bühne für spezifische Aufführungen, mit denen städtische Hierarchien und Ordnungen demonstriert oder auch infrage gestellt wurden.

Der Münsterplatz als Bühne der Aristokratie

Zu den vom städtischen Adel gestalteten Inszenierungen im städtischen Raum gehörten vor allem die Turniere. Als Arena für diese Schaukämpfe diente der Münsterplatz. Dort präsentierten sich die adligen Ritter als exklusives Kollektiv von kampfgewandten und hochgerüsteten Männern. Eines der Basler Turniere ist unter dem Namen ›böse Fasnacht‹ in die Geschichte eingegangen. Es fand zur Fastnacht 1376 statt. Höchster Gast war der habsburgische Herzog Leopold III., der sich in den Jahren zuvor mit dem Basler Bischof gegen die Stadtgemeinde verbündet und im Gegenzug Kleinbasel als Pfand erhalten hatte. Vielleicht gezielt provoziert seitens antihabsburgischer Kräfte endete das Turnier in Tumult, Todschlag und Arrestierung einer ganzen Reihe Adliger durch aufgebrachte Basler Bürger. Leopold konnte nach Kleinbasel fliehen und später die schwere Bestrafung der ganzen Stadt durchsetzen.³² Die ›böse Fasnacht‹ ist ein typischer Fall symbolischer Kommunikation: der mit dem Ritterspiel auf dem Münsterplatz demonstrierte habsburgische Herrschaftsanspruch wurde mit gewalttätiger Ablehnung beantwortet. Ein gestörtes Ritual, eine ›böse Fasnacht‹ also. Auf diese und andere Erfahrungen mit der Eskalation von Turnieren antwortete der Basler Rat mit Sicherheitsvorkehrungen. Die Stadt wurde abgeriegelt, bewaffnete Wachen patrouillierten und hielten nach Möglichkeit die einfache Bevölkerung auf Abstand.³³

Über die Ehre der turnierenden Ritter wachten die Damen, die als Gäste des Turniers unentbehrlich waren. Im Minnesang – der seit dem 13. Jahrhundert in Basel gepflegt wurde – wurden Frauen, in deren Dienst ein Ritter Heldentaten vollbrachte und für die er dichtete, als umworbene, unberührbare Herrinnen stilisiert. Die Turniere setzten sie als Richterinnen über männliche Ehre in Szene. Eine detaillierte Schilderung darüber verfasste für seine Landsleute in der Heimat ein

aus Spanien stammender Gesandter, der 1436, während des Basler Konzils, ein Turnier in Schaffhausen besuchte. Der Spanier beschrieb auch das Ritual der Helmschau, bei dem Frauen die Ehre der Helmträger angreifen konnten: «Vom Turnierplatz begab sich von den Damen, wer Lust hatte, in den Saal, um die Helme zu betrachten. Und da bezeichnete eine jede den Helm des Ritters, über den sie Klage zu führen hatte. Zugleich hielten sie Nachschau, ob Helme von Leuten da wären, die nicht am Turnier teilnehmen durften, und fanden auch einen ... es ist, müsst Ihr wissen, wie es scheint, der Sohn eines sehr reichen Basler Bürgers und er hat wegen seines Reichtums eine Gräfin zur Frau genommen.» Auf Geheiss der Damen wurde der Helm nun öffentlich in den Dreck geworfen. Er gehörte dem Basler Henman Sevogel.³⁴ Dessen Gemahlin war zwar nicht wirklich eine Gräfin, aber eine geborene von Eptingen. Sie stammte aus jenem Zweig des Geschlechts, das (neben nahe gelegenen Burgen) den Basler Eptingerhof beim Münsterplatz innehatte (Rittergasse 12). Beim Turnier wurde Henman Sevogel öffentlich klar gemacht, dass seine Ehe nicht ausreichte, um sich dort unter die Ritter zu mischen. Ein anderer Basler Teilnehmer wurde nicht ganz so drastisch behandelt: Er wurde zwar verprügelt, da er eine «Bürgerliche» geheiratet hatte, durfte aber am Turnier teilnehmen.

Ablehnung gegenüber nicht standesgemässen Ehen zu demonstrieren, war auf Turnieren schon seit dem späteren 14. Jahrhundert üblich. Dazu trugen auch Turniervesellschaften bei, in denen sich Ritter zusammenschlossen. In Basel hatten sich schon im 13. Jahrhundert die Gesellschaften der habsburgisch orientierten Sterner und der bischofstreuen Psitticher formiert, die sich aber im 14. Jahrhundert auflösten. An ihre Stelle traten regionale Turniervesellschaften wie etwa die zum Fisch und Falken [35].³⁵ Die Turniervesellschaften machten nun häufiger Herkunft aus adligem Geschlecht zur Aufnahmebedingung oder sogar die Abkunft von vier adligen Grosseltern.³⁶ Der spanische Gesandte berichtet dementsprechend: «Niemand durfte eine Dame zum Tanz auffordern ausser untadeligen Ritttern mit reinem Geblüt von allen vier Grosseltern her.» Der Fall Gredannas von Eptingen und Henman Sevogels steht also für die verstärkte Abgrenzung zwischen Adel und Nichtadligen. In diesem Zusammenhang waren die Inszenierungen der Turniere nur eine soziale Praxis neben anderen, hier etwa der Eheschliessung. Wieder eine andere war die Auszeichnung im wirklichen Kampf. Und so wurde Henman Sevogel in Basel nicht auf Dauer als gedemütigter Möchtegern angesehen, sondern konnte sich als Held erweisen. 1444 vom Basler Rat zum Hauptmann eines Aufgebots aus den Ämtern Liestal und Waldenburg ernannt, kam er in der Schlacht bei St. Jakob zu Tode (vgl. S. 294 f.).³⁷

53 «Walther von Klingen», Miniatur im Codex Manesse, um 1300, fol. 52 (beschnitten). —

Die in Zürich hergestellte Liederhandschrift gibt der abgebildeten Miniatur die Überschrift «her Walther von Klingen». Der dem Minnesang ergebene Adlige musste erleben, dass alle seine Söhne vor ihm starben. Im Anschluss förderten die Hinterbliebenen freigiebig einen Frauenkonvent, der ihren Namen im Kleinbasler «Klingental» am Leben halten sollte. Die Miniatur zeigt Walther im Turnier und setzt auch Frauen in Szene, die das Turnier sichtlich engagiert mitverfolgen – denn das war ihre Pflicht.



Die Tendenz zur stärkeren Abgrenzung des Dienstadels gegen bürgerliche Aufsteiger lief in der eidgenössischen Region parallel zu dessen zunehmendem Bedeutungsverlust – in der Stadt und in der werdenden Schweiz. Dazu trug der weitreichende Zusammenbruch der habsburgischen Herrschaft im eidgenössischen Gebiet bei, im Falle Basels aber auch der geringe Erfolg des Basler Bischofs bei der Ausbildung eines fürstlichen Territoriums. Denn obwohl der Adel immer auch in Konkurrenz zu den Fürsten stand, lagen im Dienst für den Fürsten seine grössten Chancen. Der Basler Bischof jedoch, dessen Rechte die Stadt seit dem späten 14. Jahrhundert mehr und mehr aufkaufte, konnte sich an Bedeutung nicht mit den grossen Fürstentümern messen.

Für den Bedeutungsverlust des Adels spielte daneben das Heranwachsen einer bürgerlichen Aristokratie in den Städten eine Rolle. In den alten Führungspositionen beim Schutz der Stadt, in Verwaltung, Kontrolle und Gericht konnte der Adel im 15. Jahrhundert nicht mehr höhere Kompetenzen als bürgerliche Amtsinhaber behaupten. Der Vorrang an Ehre schrumpfte auf die Herkunft, die nun umso sorgfältiger demonstriert und kontrolliert wurde. Die ältere Offenheit adliger Geschlechter für Eheverbindungen mit reichen Bürgerlichen ging zurück, ebenso der Zuzug Adliger vom Land in die Stadt. Damit kam der jahrhundertelange Wechsel adliger Geschlechter zwischen Stadt und Land zu einem Ende.

Auf dem Basler Münsterplatz wurde das letzte Turnier im Jahr 1491 abgehalten. 1521 beschloss der Rat, dem Bischof die Eidesleistung nach der Ratswahl aufzusagen, die bisher im Beisein der Stadtgemeinde alljährlich auf dem Münsterplatz vollzogen worden war. Als mit der Reformation auch noch das Domkapitel ins katholische Freiburg im Breisgau abziehen musste, war der Platz gründlich gereinigt von der alten Herrschaft, vom Adel und von den geistlichen Herren. Eine nunmehr ausschliesslich städtische, bürgerliche Aristokratie übernahm die Chorherrenhöfe und das Münster. Die Turniere wichen den städtischen Schützenfesten, die in Basel nicht beim Münster, sondern auf dem Petersplatz ihren Ort hatten.

Das Reich des Teufels und die christliche Stadt: Fastnacht und Fronleichnam

In theologischer Symbolik liess sich die Zeit vor dem Fasten im Anschluss an den Kirchenvater Augustinus als die Zeit der Gottlosigkeit, als teuflisch korruptierte Zeit deuten, der die Fastenzeit als Symbol für das Gottesreich gegenüberstand.³⁸ Abseits der theologisch-liturgischen Zusammenhänge fungierte die Fastnacht anfänglich vor allem als Zinstermin, an dem Abgaben verschiedener Art zu leisten waren. An den Zinstermin lagerten sich üppige Mähler an, bei denen man besonders solche Vorräte aufbrauchte, die in der Fastenzeit ohnehin nicht mehr verzehrt werden durften. Erst die Tänze und Feste, die sich wohl seit dem 13. Jahrhundert ans Gelage anschlossen, machten die Fastnacht dann zu einem Grossereignis im Jahreslauf. In dieser Charakterisierung ist die Fastnacht zuerst in den Städten des 14. Jahrhunderts belegt.³⁹

Die Fastnachtszeit lässt sich ebenso als eine gestreckte Phase in der dunklen Jahreszeit beschreiben, die auch Feste am Nikolaus- oder am Dreikönigstag umfasste. Am eigentlichen Fastnachtstermin kulminierte das mehrtägige Feiern in festlich-fröhlichem und auch aggressiv-normbrechendem Verhalten. In den



54 Wilde Leute auf der Hirschjagd, Wirkteppich (Detail), um 1468. — Entrücktes Spiegelbild aristokratischer Kultur: Der Wirkteppich zeigt wilde Leute – menschenähnliche, aber gänzlich behaarte und meist im Wald lebende Phantasiewesen – auf der Hirschjagd. Dabei war diese gänzlich aristokratische Praxis einfachen Leuten verboten. Doch die vorgeblich Wilden sind zahm (Rapp; Stucky-Schürer 1990), vom sorgsam errichteten Haus über

die Jagdwaffe bis zum verzierten Hundehalsband prägt gehobene Kultur das Bild. Dass die Frau ihren Mann auf die Jagd nach etwas Wildem schickt, ist zugleich eine erotische Konnotation. Der Teppich wurde um 1470 aus Anlass der Hochzeit des Basler Bürgermeisters Hans von Flachslanden mit Barbara von Breitenlanden angefertigt, wie beige-gebe Wappen ausserhalb des hier gezeigten Ausschnitts verdeutlichen (Schubring 1995, S. 80–83).

Zunft Häusern schmausende und tanzende Leute wurden von Eindringlingen mit Lärm und Radau gestört, verkleidete Gestalten forderten geistergleich Kuchen, und manchem konnte es geschehen, mit einem Aschesack geprügelt oder aus dem Haus gezerrt und in einen Brunnen geworfen zu werden. Männer konnten in Frauen-, Frauen in Männerkleidern umherziehen. Im Laufe des 15. Jahrhunderts brach sich bei den winterlichen Festen die Verwendung von Masken Bahn. In Basel etablierte sich besonders die Verkleidung und Maskierung als Bock (der auch für den Teufel stehen konnte), als Narr (der auch den Tod meinte), als Wilder Mann und als Meier, womit man auf das vermeintlich Tölpelhafte der Dorfbevölkerung abhob.⁴⁰ Von einem Turnier in der Konzilszeit wird von maskierten Tänzern berichtet und von Leuten, «die wie Wilde gekleidet waren mit langen, bis zum Boden herabfallenden Haaren, halb rot, halb grün [...]»⁴¹ Die Beschreibung erinnert an



55 Büstenreliquiar des heiligen Pantalus, um 1270. — Pantalus wurde seit dem 12. Jahrhundert als Basler Bischof verehrt, dessen Lebenszeit man ins 5. Jahrhundert datierte. Um 1270 gelang es, für den Basler Domschatz Reliquien des Heiligen aus Köln zu beschaffen. Pantalus wurde neben Maria zum zweiten Patron des Münsters. Das umgehend angefertigte Reliquiar mit einer Kopfpartie aus vergoldetem Kupfer- und Silberblech verschaffte dem darin präsenten Heiligen eine Aura der Erhabenheit. Die Pantalusbüste wurde regelmässig bei Prozessionen mitgeführt, wohl auch zu Fronleichnam, denn der Domkaplan hielt um 1500 für diese Prozession fest: Die schwersten Reliquien, nämlich die Häupter der Heiligen, sollten die jungen Kapläne tragen. Das Tragen verlangte auch der Büste selbst einen Preis ab, ist doch die Vergoldung an den Schultern deutlich abgerieben (Fehlmann 2019).

die wilden Leute, die in der oberrheinischen Teppichwirkkunst – dem sogenannten Heidnischwerk – damals ein beliebtes Motiv waren.⁴²

Ihre besondere Attraktivität bezogen Fastnachtsbräuche aus ihrer Mehrdeutigkeit. Das Küchli-Heischen konnte ein fröhlicher Besuch bleiben, sexuelle Übergriffe einleiten oder in Heiratsversprechen münden; das Brunnenwerfen die Taufe eines Zunftneulings oder Rache an einem Nachbarn sein. Die Fastnachtsbräuche schillerten zwischen geduldeter Fröhlichkeit, Freude an Grenzüberschreitungen und immer auch Aggressionen oder Selbstjustiz. Ihre Unwägbarkeit machte die Bräuche bald zu einem Feld obrigkeitlichen Handelns, das Fest der Unordnung wurde eingehegt. Manche Aktivitäten unterstützte der Rat, so etwa 1423 ein Fastnachtsspiel der Schneider und eines der Druckergesellen im Jahr 1511.⁴³ Solche szenischen Darbietungen, oft von Gesellen, griffen komödiantisch beliebte Themen auf, allem voran moralische Verfehlungen. Andere Bräuche, darunter das

Brunnenwerfen und die Fastnachtsfeuer, verbot der Rat und drohte mit Strafen bis hin zur Verbannung. Auch kirchliche Autoritäten kritisierten seit dem 15. Jahrhundert die Fastnachtsbräuche zunehmend als gottlos. Angesichts der Bemühungen in dieser Zeit um die Kirchenreform verwundert das nicht. Die Reformatoren wollten das vollständige Verbot der Fastnacht, blieben damit in Basel aber letztlich erfolglos. Erst nach der Reformation und in einem gestreckten Prozess konnte die Fastnacht in Basel vom religiösen Bezug unabhängig und zur lokalen Tradition werden – eben zur «Basler Fasnacht».

Zeichnete sich die Fastnacht durch Unordnung und Vieldeutigkeit aus, war das ganz anders bei ihrem Gegenfest: Fronleichnam (Leib des Herrn). Das Fest, in den Jahrzehnten um 1300 von der Kirche eingeführt, verbreitete sich im Verlauf der folgenden Jahrzehnte und ist seit dem 14. Jahrhundert auch in Basel belegt. Im Mittelpunkt des Festes stand der Dank für das Opfer Christi, angekündigt beim letzten Abendmahl am Gründonnerstag, vollzogen bei der Kreuzigung und versinnbildlicht in Brot und Wein bei der heiligen Messe (Eucharistie). Für das 15. Jahrhundert ist der Ablauf des Festtages aus verschiedenen Quellen bekannt. Er begann mit einer Messe im Münster, in deren Anschluss sich auf dem Münsterplatz ein Grossteil der Basler Bevölkerung zu einer Prozession versammelte. An der Spitze ging die (männliche) Geistlichkeit, gefolgt von den Vertretern der Zünfte und der übrigen Bevölkerung.⁴⁴

Die Fronleichnamsprozession war die prächtigste der im Jahreslauf stattfindenden Prozessionen, bei der die Heiltümer (Reliquien von Heiligen) der verschiedenen Kirchen mitgeführt wurden. Festmähler im Zunfthaus, die auf die Prozession folgten, sind im «Kuchibuch» der Safranzunft seit 1466 überliefert. Der Koch veranschlagte fünfzig Gäste, die mit Reisbrei und einem halben Huhn bewirtet wurden. Das Rechnungsbuch listete auch Ausgaben für die Kerzen der Zunftvorstände auf, welche diese von ihnen beigegebenen Dienern bei der Prozession präsentieren liessen.⁴⁵ Der Konzilsgesandte Andrea Gattaro, der eine solche Prozession miterlebte, berichtete von mit frischem Gras bestreuten Strassen. Die Fenster seien geschmückt gewesen mit farbigen Vorhängen (womöglich Heidenischwerk), und während des Umzugs hätten achthundert Lichter gebrannt.⁴⁶ Dem Rat stand in der Prozession kein eigener Platz zu – es brauchte ihn nicht. Denn an Fronleichnam präsentierte sich die Stadt als Heilsgemeinschaft, angeführt von der Geistlichkeit, unter dem Schutz ihrer Heiligen und des Gottessohns. Auch die Zünfte akzentuierten mit den Kerzen ihren geistlichen, bruderschaftlichen Charakter. Die Prozession hob die Einheit der Stadt im Glauben auch damit hervor, dass der Weg durch alle Pfarrsprengel führte.

Räume für Differenzen – Zeiten der Ausgrenzung

Zünfte und Gesellschaften, Pfarrkirchen und Bruderschaften – in einer grösseren Stadt wie Basel waren die Menschen Mitglied in vielen Institutionen. Dazu kamen noch, nicht erst im 15. Jahrhundert, verschiedene gelehrte oder spirituelle Kreise, von denen die weit über die Stadt hinausreichenden humanistischen Netzwerke nur die bekanntesten sind – denen aber speziell von der Aristokratie getragene Kreise vorausgingen, die Minnesang oder mystische Praktiken pflegten. Die Vielzahl der Vereinigungen und Institutionen war ein entscheidender Unterschied zwischen dem Leben in Basel und dem auf dem Dorf, und sie verschaffte den Menschen in der Stadt beträchtlich mehr Wahlmöglichkeiten. Ein Effekt der multiplen Mitgliedschaften war, dass das städtische Leben viel öfter von Beziehungen geprägt war, die nebeneinander bestanden und sich gerade nicht übereinanderlegten und gegenseitig verstärkten. Das dichte Zusammenleben auf engem Raum trat hinzu und erzeugte schon im vormodernen Basel neben zahllosen persönlichen Beziehungen eine gewisse Anonymität und schwache Bindungen: auch Menschen, die sich nur flüchtig oder gar nicht kannten, teilten sich die Stadt.

Miteinander und Nebeneinander: der Petersplatz

Ein Ort, den dieses Nebeneinander besonders geprägt haben muss, war der Petersplatz. Seine Funktion war ebenso unbestimmt wie sein Name, der 1286 zum ersten Mal auftaucht: «der Platz». Daneben blieb die Bezeichnung «Garten von St. Peter» geläufig. Der Boden war im 13. Jahrhundert im Besitz der Chorherren der Peterskirche, die ihn wohl als Garten nutzten, bis sie ihn 1277 mit Bäumen bepflanzen liessen. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte wurde ein öffentlicher Platz daraus. Der gehörte nun ebenso wie die Gassen und Marktplätze, oder auch der Birsig, zur städtischen Allmend.⁴⁷ Basel erhielt mit dem Petersplatz eine spezifisch städtische Grünanlage – einen Park *avant la lettre*. Vielleicht ist es kein Zufall, dass etwa zur selben Zeit in Zürich mit dem Lindenhof ein ähnlicher Ort geschaffen wurde.

In seiner Beschreibung Basels aus den 1430er-Jahren schwärmte Konzilssekretär Enea Silvio Piccolomini von den Rasenflächen in der Stadt, wo man in Sommer Zuflucht vor der Hitze finde, weil die Bäume schon in zartem Alter in die Breite gezogen würden. Ob das am Petersplatz so war, sei dahingestellt, doch was der junge Humanist im Folgenden berichtet, vermittelt einen Eindruck davon, was

56 Basler Meister, «Drache» und «Widder», 1474. —

Das Zeughaus, fertiggestellt im Jahr 1440, wurde 1474 mit Wandmalereien versehen, welche die Positionen der städtischen Geschütze festhielten. Die Geschütze trugen Namen wie Rennerin, Drache oder Widder. Letzteren zeigt der abgebildete Ausschnitt. Das beigegegebene Spruchband lässt ihn verkünden: «Ich heiß der wider, min starck schießen hilft machen friden» (KDS BS, Bd. 5, S. 134). Das separat laufende dunkle (rote) Band aus der Zeit um 1440 verzeichnete die Namen der Ratsherren, denen die Basler Bevölkerung den Neubau zu verdanken hatte.



sich auf dem Platz alltäglich abspielte: «Hier finden sich die jungen Leute ein, wenn sie etwas feiern und dabei tanzen und spielen wollen. Hier wetteifern sie im Laufen, Ringen und Entsenden des beschwingten Pfeils; hier reiten sie Pferde zu [...]; andere schleudern den Speer, manche stossen Steine, um ihre Kraft zu zeigen [...] Wer sonst noch da ist, singt oder flicht Kränze für die Spielenden. [...] Auch Frauen kommen häufig auf die Wiesen, tanzen Reigen und unterhalten sich mit Gesang und Lautenspiel [...]» Später, in einer überarbeiteten Fassung seiner Basler Stadtbeschreibung, schrieb Piccolomini, allein schon diesem Treiben zuzuschauen, sei «ein köstlicher Genuss».⁴⁸

In eleganter, stilisierter Darstellung zeichnete der Humanist aus Italien ein Nebeneinander recht verschiedener Menschen: Männer und Frauen, Jugendliche und ihre Zuschauer. Hinter denen, die Pferde trainierten, dürften sich Männer aus aristokratischen Häusern verborgen haben, während die Übung im Armbrustschiessen ein spezifisch städtisches Phänomen war.⁴⁹ Im Gegensatz zu den Stuben mit ihren exklusiven Teilöffentlichkeiten bot der Petersplatz Raum nicht nur für das alltägliche Miteinander, sondern eben auch für das Nebeneinander von Menschen, die sonst wenig miteinander zu tun hatten. Diese Art von schwacher Inklusion, die keine Zugehörigkeit voraussetzte, sondern Gesellschaft als weit geöffneten Raum von Geselligkeit präsentierte, machte den Petersplatz zu einem urbanen Ort par excellence.

Noch während des Konzils, dem Basel die wohlwollende Stadtbeschreibung des späteren Papstes verdankte, begannen am Petersplatz Bauarbeiten für ein

Lagerhaus, das die gesamte Westflanke des Platzes einnehmen würde. Das Gebäude sollte als Kornspeicher und Waffenlager dienen, aber auch den städtischen Werkhof vergrössern, der dort seit dem 14. Jahrhundert angesiedelt war. Anlass für die Projektierung gaben zwei Ereignisse: eine Missernte 1437, die ein zusätzliches Kornhaus nahelegte, und die Präsenz von marodierenden Söldnern (Armagnaken) in der Umgebung, die den Ausbau der Verteidigungsmittel zum Gebot der Stunde machte. Dass zugleich das Konzil tagte, dürfte die Pläne beflügelt haben. Abseits von der damaligen Konstellation waren Korn- wie Zeughäuser über einzelne Anlässe hinaus Gebäude «für den gemeinen Nutzen» und damit auch Repräsentationsbauten. Obwohl das Gebäude den Platz selbst nicht veränderte, fügte es dem Ort buchstäblich eine obrigkeitliche Flanke hinzu. Daran knüpfte der Rat an, als er auf dem Petersplatz im Jahr 1501 den Bund mit der Eidgenossenschaft beschwören liess (vgl. S. 281 f.).

Nachbarn und Feinde: Die Basler Juden

Die Errichtung des Zeughauses um das Jahr 1438 war nur möglich, weil vernichtet worden war, was sich zuvor auf dem Gelände in der Nachbarschaft des Petersplatzes befunden hatte: der jüdische Friedhof. Zu Zeiten des Konzils war der jüdische Friedhof nicht mehr sichtbar. Schon damals nahmen Besucherinnen und Besucher aber von den jüdischen Grabsteinen Notiz, die mittlerweile in der Stadtbefestigung verbaut worden waren. Nicht nur diese Steine hielten die jüdische Gemeinde nach ihrer Auflösung im Jahr 1397 präsent. Das Interesse für alte Sprachen, das mit dem Humanismus Fahrt aufnahm, bezog auch das Hebräische mit ein. Als frühes Zentrum des Buchdrucks und als Universitätsstadt zog Basel schon vor der Reformation Gelehrte an, die Hebräisch lehren konnten oder lernen wollten.⁵⁰ Auf dieser Grundlage entstand hier bald eine regelrechte Hebraistik. Auch das in jüdischen Kreisen gepflegte medizinische Wissen wollte der Rat nicht missen und bestellte noch bis 1410 jüdische Experten zum Stadtarzt.⁵¹ Ausserdem ist damit zu rechnen, dass wie in Strassburg auch in Basel trotz Auflösung der Gemeinde weiterhin Juden in die Stadt kamen, um hier zu handeln.⁵²

Der erste jüdische Friedhof Basels lag unmittelbar ausserhalb der älteren Stadtmauerringe aus dem 11. und 13. Jahrhundert. In diese Zeit ist auch die Anlage des Friedhofs zu datieren, der im frühen 13. Jahrhundert nachweislich bestand, wahrscheinlich aber deutlich älter war.⁵³ Der Friedhof befand sich zwischen dem Garten von St. Peter und dem Kloster Gnadental in der Spalenvorstadt. Die meisten jüdischen Häuser und auch die Synagoge lagen hangabwärts im

Gebiet der Gerbergasse, in einer früh verdichteten und stark von Handel und Handwerk geprägten zentralen Zone beim Kornmarkt. Der Weg von dort zum Friedhof führte entweder über das (heutige) Totengässlein, über das die Leichname von christlichen Verstorbenen aus dem Kirchspiel von St. Peter zu ihrer Pfarrkirche hinaufgetragen wurden, oder über den Spalenberg, eine der grossen Verkehrsadern. Jüdische Bestattungszüge waren so oder so für die christliche Bevölkerung regelmässig wahrzunehmen, auch wenn das Friedhofsgelände eingefriedet und wohl bald durch eine umlaufende Mauer den Blicken entzogen war. Die zweite jüdische Gemeinde durfte den älteren Friedhof nicht mehr nutzen. 1394 erwarb sie dafür ein anderes Gelände, löste sich aber wenige Jahre später auf und verliess Basel.⁵⁴

Ein Unterschied zwischen christlichen und jüdischen Bestattungen lag darin, dass die Errichtung von Grabsteinen bei letzteren sehr verbreitet, bei ersteren die Ausnahme war. Jüdische Grabsteine wurden ebenso wie christliche aus den in der jeweiligen Region verbreiteten Gesteinsarten hergestellt und hatten eine einfache Grundform. An den erhaltenen Basler Steinen fällt auf, dass sie in nahezu fehlerfreiem Hebräisch gearbeitet und die Buchstaben teils sehr individuell ausgearbeitet

Basler Häuser im Besitz der jüdischen Bevölkerung bis 1349



57 Vor dem Hintergrund des Löffelplans von 1862 sind hier Liegenschaften verzeichnet, die bis zur Auslöschung der ersten Gemeinde in jüdischem Besitz waren (Daten: Roger Harmon, Basel). Die jüdische Bevölkerung lebte demnach in zentraler, marktnaher Lage. Die Angehörigen der zweiten jüdischen Gemeinde, die seit den 1360er-Jahren und bis 1397 in der Stadt lebten, erwarben Häuser in derselben Zone. Synagoge und Friedhof mussten sie allerdings verlegen, Letzteren in die Äschenvorstadt (nicht im Kartenausschnitt).

- Sichere Lokalisierung
- Unsichere Lokalisierung
- Jüdischer Friedhof
- 1 Synagoge erste Gemeinde
- 2 Synagoge zweite Gemeinde

Ecclesia triumphans: Judentaufen und Mirakel während des Basler Konzils

Im Juli 1435 kam es in Basel zu einem Wunder: Wenige Tage zuvor war der Jude Ychel wegen Diebstahls zum Tod durch den Strang verurteilt worden. Dem damaligen Brauch folgend wurde er kopfüber an den Füßen und mit einem wilden Hund an seiner Seite aufgehängt. In dieser qualvollen Position bat Ychel bald, getauft zu werden, um als Christ eine rasche und würdigere Hinrichtung zu erhalten. Während der Taufe kam es zum Wunder: Als Ychel – noch immer kopfüber am Galgen hängend – den Namen der Jungfrau Maria ausrief, zerbrachen die Fesseln an seinen Händen, fielen von ihm ab, und der wütende Hund an seiner Seite beruhigte sich augenblicklich. Dankbar faltete Ychel die Hände und pries Maria für ihre Gnade.

Der Priester, der die Taufe vollzogen hatte, informierte umgehend einige Delegierte des Konzils, darunter den Bischof von Lübeck, den Erzbischof von Lyon und den Dekan von Santiago de Compostela. Diese sahen im Wunder ein Zeichen von Marias göttlicher Gnade, machten das Mirakel dem Konzil bekannt und baten den Basler Rat um die Begnadigung von Ychel. Die Sitzungen des Konzils wurden unterbrochen, um das Wunder angemessen zu feiern.

All das verzeichnen die Protokolle des Konzils.⁵⁵ Die Darstellung mag bezweifelt werden, der Zeitpunkt ihrer Verbreitung war aber kein Zufall. Auf dem Konzil hatte kurz zuvor der königliche Vertreter Kastiliens, Juan de Segovia, seine Argumente zugunsten der Lehre der unbefleckten Empfängnis Marias vorgetragen.⁵⁶ Gegen-

stand der Debatte – welche die katholische Kirche seit Jahrhunderten umtrieb und am Konzil endlich beschlossen werden sollte – war die Frage, in welchem Verhältnis Maria zur Erbsünde stand: War sie selbst unbefleckt empfangen worden, also ausserhalb der menschlichen Erbsünde (*immaculata conceptio*)? Oder war sie erst nachträglich von Gott gereinigt worden (*sanctificatio Mariae*)? Segovia glaubte an die unbefleckte Empfängnis und ihren göttlichen Status. So hielten es auch seine Mitstreiter, die Berichterstatter des Mirakels. Das Wunder stärkte ihre Position, da es die Reinheit und Göttlichkeit Marias unmittelbar vor Augen führte. Und so war die wunderbare Judentaufe Teil einer Konzilsdebatte über Mariologie.

Die Rolle des Zeugen wider Willen, wie sie Ychel in der Frage um Maria zufiel, war über den aktuellen Anlass hinaus typisch für das spätmittelalterliche Basel, wo Judentaufen regelmässig stattfanden. Meist wurden sie feierlich nach einem streng definierten Ritual im Münster und mit illustren Taufpaten begangen.⁵⁷ So übernahmen etwa 1433 Kaiser Sigismund und der Markgraf von Brandenburg die Patenschaft für einen jüdischen Konvertiten.⁵⁸ Der Gedanke der Judenmission war dabei meist nebensächlich. Wichtiger war die Inszenierung christlicher Überlegenheit im Sinne einer triumphierenden Kirche (*ecclesia triumphans*): Die Taufe sollte verdeutlichen, dass die Erlösung einzig und allein durch Jesus Christus geschehen konnte. Ohne ihn gab es weder Heil noch Rettung für die Seele.

Wie der Graue den Juden ließ er,
 Hencke mit zwey rüden vnd verbrenn vnd dem galgē.



58 Urs Graf (?), ohne Titel, 1515.

Im Rahmen der wunderbaren Taufe Ychels wurde dieser Vorgang von Segovia und seinen Mitstreitern zu einem Triumph und Gnadenakt Marias erweitert, mit Erfolg: Im September 1439 proklamierte das Konzil die Lehre der unbefleckten Empfängnis Marias zum Lehrsatz. Über siebzig Jahre später, um 1515, erschien in Strassburg ein anonymer Druck mit dem Titel «enderung und schmach der bildung Marie

von den juden bewiesen». Die Titelillustration stammt vermutlich von dem in Basel ansässigen Künstler und Söldner Urs Graf. Der Stich reiht sich in die lange Bildtradition des Antijudaismus ein und zeigt eindrücklich die besonders qualvolle und schmähhliche Hinrichtungsmethode für Juden in der Vormoderne.

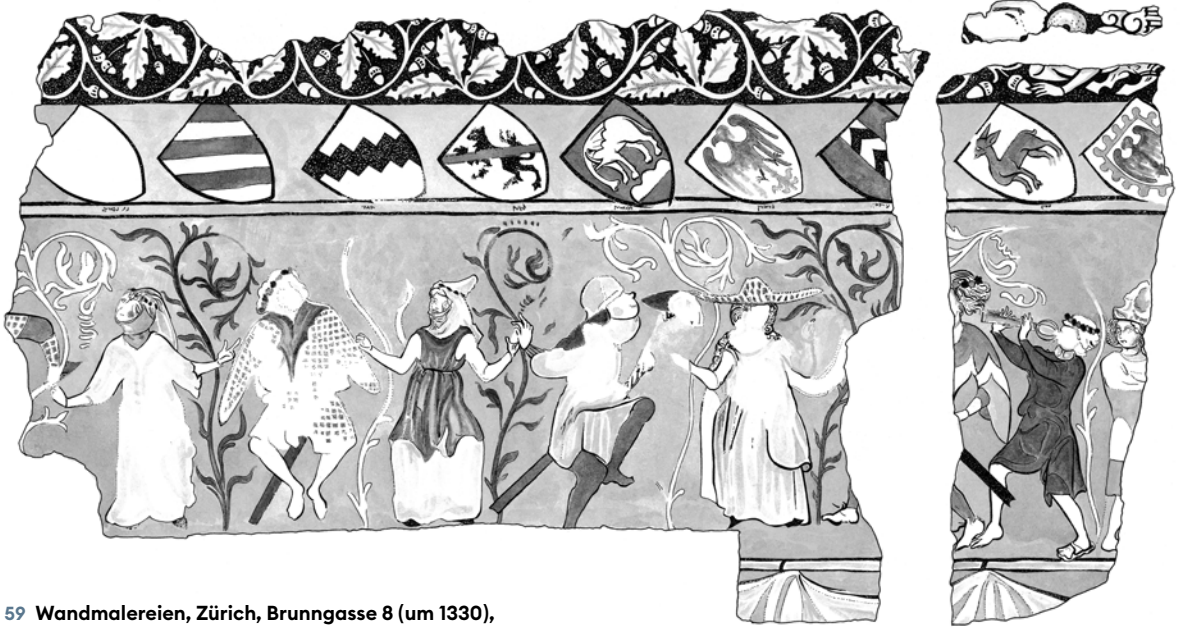
Andreas Berger

waren. Wer sie herstellte, ist nicht belegt. Für andere Regionen ist aber gesichert, dass es vielfach christliche Steinmetze waren, die in Abstimmung mit den jüdischen Hinterbliebenen die Fertigung übernahmen. Einige Details auf jüdischen Grabsteinen belegen religionsübergreifend aufgenommene Stilelemente zeitgenössischer Kunst.⁵⁹ Die verwendeten Gebete machen enge Beziehungen zu den jüdischen Gemeinden in Speyer, Worms und Mainz wahrscheinlich, Zentralorten des aschkenasischen Judentums.⁶⁰ Die jüdische Bevölkerung stand mit ihrer näheren christlichen Umwelt ebenso im Austausch wie mit der entfernteren jüdischen Umwelt.

Die Gebeine der Bestatteten geben Hinweise auf sehr grundsätzliche Ähnlichkeiten zwischen der christlichen und der jüdischen Bevölkerung. Untersuchungen nach den Ausgrabungen von 1902/03 belegen eine hohe Kindersterblichkeit und verbreitete Mangelernährung unter den auf dem Friedhof Bestatteten. Dieser Befund steht im Gegensatz zum seit dem 13. Jahrhundert verstärkt verbreiteten Diskurs, der Juden regelmässig mit Wucherern gleichsetzte und die sozialen Unterschiede verdeckt, die es auch in der jüdischen Bevölkerung gab. Dass Juden keinen Zugang zu den Zünften hatten, die ja auch christliche Bruderschaften waren, trug dazu bei, sie ins Geld- und Kreditgeschäft zu drängen. Doch muss es auch eine jüdische handwerkliche Produktion gegeben haben, allein schon, um koschere Produkte herzustellen. Ganz sicher jedenfalls waren reiche Kreditore eine sehr kleine Minderheit innerhalb der jüdischen Bevölkerung.

Fragt man vor diesem Hintergrund nach alltäglichen Kontakten zwischen Juden und Christen, verändert sich die Frage selbst. Weder die christliche noch die jüdische Bevölkerung war in sich homogen, und es gibt Hinweise, dass soziale Positionen im Alltag wichtiger sein konnten als die Glaubensfrage. Zürcher Quellen belegen für das frühe 14. Jahrhundert, dass die jüdische Oberschicht dort an derselben aristokratischen Kultur partizipierte wie ihre christlichen Nachbarn [59].⁶¹ Ein Schlaglicht auf das andere Ende der sozialen Leiter werfen die ›Basler Betrügernisse der Gyler‹, also der Bettler – 1440 in einem Basler Ratsbuch aufgelistete betrügerische Bettelstrategien. Die dort und später noch ausführlicher zusammengetragenen Ausdrücke der ›Gaunersprache‹ Rotwelsch enthielten zahlreiche auf das Hebräische zurückgehende Wörter.⁶² Die jüngere Forschung konnte ausserdem belegen, dass Christen und Juden des nordalpinen Raums vielfältige Kontakte beim Spielen hatten, genauer beim Würfelspiel und beim überhaupt erst von Juden an Christen vermittelten Kartenspiel.⁶³

Bei den nachbarschaftlichen Kontakten zwischen jüdischen und christlichen Leuten dürften die religiösen Unterschiede hinter sozialen Gemeinsamkeiten oftmals zurückgetreten sein. Zuweilen lässt sich auch eine Art distanzierter Wertschät-



59 Wandmalereien, Zürich, Brunngasse 8 (um 1330), Nachzeichnung 1995. — Um das Jahr 1330 liessen

jüdische Auftraggeber einen Festsaal in ihrem Haus ausmalen, der ein damals gängiges Motiv aufnahm: Vornehm gekleidete adlige Damen werden von Möchtegern-Edelleuten umtanzt, deren ungehobelt ausladende Bewegungen sie als Bauern demaskieren. Die darüber aneinandergereihten Wappen hochrangiger Adliger sind meist hebräisch beschriftet (Wild; Böhmer 1996).

zung erahnen, wenn etwa ein jüdischer Stadtarzt bestellt oder die Hilfe jüdischer Bekannter bei der Erstellung einer Übersetzung vermerkt wurde.⁶⁴ Dieses Nebeneinander und Miteinander christlicher Mehrheitsgesellschaft und jüdischer Minderheit hatte viele Formen. Die meisten, insbesondere die friedlichen, sind nicht überliefert. Die alltägliche Nachbarschaft relativiert weder die strukturelle Benachteiligung jüdischer Baslerinnen und Basler noch den latenten Antijudaismus oder akute Gewaltausbrüche, die immer wieder zur lebensbedrohlichen Gefahr für die jüdische Bevölkerung wurden. Sie lässt die Ausgrenzung vielmehr stärker hervortreten.

Öffentlich bekundete und verfestigte Grenzziehungen konnten auch im jüdisch-christlichen Verhältnis mit individuellen Grenzüberschreitungen beantwortet werden – im Verborgenen. Ein solcher Fall fand Eingang ins Leistungsbuch des Rats, in dem erlassene Strafen aufgelistet wurden. Ein Schreiber notierte 1394: Gengenbachs Tochter (eine Christin) solle eingekerkert und danach für fünf Jahre

aus der Stadt verbannt werden, weil sie heimlich einen Juden aufgefordert hatte, in ihren Garten zu kommen. Die beiden hätten sich im Gartenhäuslein eingeschlossen. Sie habe den Juden geküsst und mit ihm eine Stunde bei verschlossenen Türen zugebracht. Der Jude – Knecht eines gewissen Robin – wurde verurteilt, drei Tage mit einem Judenhut im Halseisen zu stehen, und danach auf ewig verbannt. Eine Magd, die bei der Sache geholfen hatte, erhielt das mildeste Urteil: zwei Jahre Verbannung.⁶⁵ Ein Fall, der noch heute zur Reflexion über Differenz einlädt.

Ein Ort des Verdrängten: der Kohlenberg

«Zuo Basel vff dem kolenbergk / Do triben sie vil buebenwergk».⁶⁶ So dichtete der Humanist Sebastian Brant in seiner ›Narrenschiff‹ genannten Moralsatire und machte den Basler Kohlenberg damit durch Raum und Zeit bekannt. Der Kohlenberg war ein Gebiet, das erst mit dem Stadtmauerbau des 14. Jahrhunderts innerhalb der Stadt zu liegen kam, aber eher locker besiedelt blieb.⁶⁷ Zur Bewohnerschaft gehörten arme Handwerker und Handwerkerinnen, Frauenwirte und die von ihnen abhängigen Prostituierten, aber auch Totengräber, Tagelöhner:innen und Bettler.⁶⁸ Der Kohlenberg unterschied sich von anderen tendenziell armen Quartieren dadurch, dass die hier lebenden ›Freiheiten‹ – im Auftrag des Rats arbeitende Männer, die ihren Unterhalt als Sackträger, Kloakenreiniger oder Folterknechte verdienten – vom städtischen Wachdienst befreit waren und überdies ein eigenes Gericht hatten, in dem aus ihren Reihen gewählte Vertreter Urteil sprachen.⁶⁹ Eine andere wichtige Besonderheit des Kohlenbergs war, dass Fremde dort drei Tage bleiben durften – unzweifelhaft attraktiv für Leute, die als Kesselflicker oder Musikantin, als HausiererIn, Kriegsknecht oder schlicht bettelnd durchs Land zogen und denen gewöhnlich nur der Aufenthalt für eine Nacht erlaubt war – nicht nur in Basel. Das Recht, diese Leute als kurzfristige Untermieter aufzunehmen, konnte die ansässige Bevölkerung erfolgreich gegen den Rat verteidigen.

Sowohl unter den Fremden wie auch unter den am Kohlenberg Ansässigen waren so manche, die ihre Randständigkeit nicht nur erduldeten, sondern offensiv auslebten, die über Gott und die Eidgenossenschaft lästerten, sich ostentativ Spiel und Trank hingaben und eine freizügige Sexualmoral an den Tag legten. Auf sie zielte Sebastian Brants Vers über das «Bubenwerk», auf sie zielten vom Rat verordnete Kontrollen. Dem moralisch-obrigkeitlichen Diskurs widersprechen aber Gerichtsprozesse, in denen auf dem Kohlenberg ansässige Leute gegen das liederliche Treiben beklagter Nachbarn aussagten. Und ebensowenig passt ins Bild vom Kohlenberg als einem Ort schändlichen Verhaltens – des «Bubenwerks» –, dass

dort 1481 eine Elendenbruderschaft gegründet wurde, die für das Seelenheil ihrer Mitglieder und für soziale Unterstützung bei Krankheit oder völliger Mittellosigkeit sorgen sollte (vgl. S. 34).

Das Bild vom Kohlenberg schillert in den verschiedenen zeitgenössischen Dokumenten. Im Diskurs arrivierter Ratsherren und eines Humanisten wurde ein städtisches Quartier zum Gegenbild löblicher Ordnung. Doch dieser Diskurs externalisierte die Unordnung einer Gesellschaft, in der nichteheliche Kinder und in Gewalt umschlagende Wirtshausbesuche Alltag waren. Der Kohlenberg war also weniger eine Zone des ausgegrenzten Anderen als eine Zone, in der die Widersprüche, die ungelösten Probleme und auch die Gegenentwürfe neben dem Normalen sichtbar wurden.

Anmerkungen

- 1 BUB, Bd. 1, Nr. 302.
- 2 Verfüllt mit Funden des 13. Jahrhunderts: Thommen 1987, S. 221 f. Thommen 1988, S. 176–179. Vgl. KDS BS, Bd. 3, S. 196–210; Rippmann u. a. 1987, S. 24–32.
- 3 BUB, Bd. 1, Nr. 113, S. 81, Z. 34, 41. Kaufmann 1948, S. 30.
- 4 Archäologie Schweiz; Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Archäologie des Mittelalters; Schweizerischer Burgenverein 2011, S. 44, 48, 55 f. Zum Haus Totentanz 8 (Abbildung) S. 33, 41, 51.
- 5 BUB, Bd. 1, Nrn. 310 f. BUB, Bd. 2, Nr. 374. Gassennamen: Mischke; Siegfried 2016, S. 416, 753, 722 f. Allg. KDS BS, Bd. 6, S. 20–26.
- 6 KDS BS, Bd. 6, S. 20, 213–230, 291 f., 296 f. Tramèr 2001, S. 203–206. Tramèr 2016, S. 70–72.
- 7 Thommen; Jaggi 1986. Matt 1998, S. 58–60. KDS BS, Bd. 6, S. 120 f. Matt 2008, S. 37–39.
- 8 Klingental: KDS BS, Bd. 4, S. 18, 22. Datierung des Dachstuhls auf 1274: Archäologie Schweiz; Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Archäologie des Mittelalters; Schweizerischer Burgenverein 2011, S. 35 f., 39, 51 (mit Zitat Untersuchungsbericht).
- 9 Schweizer 1927, S. 5–21 auch zum Verhalten St. Albans.
- 10 BUB, Bd. 2, Nr. 130, S. 69 f.
- 11 St. Alban-Vorstadt: Steiner 2018, S. 52 f. mit älterer Literatur. Allgemein Matt 2004 und KDS BS, Bd. 6, S. 20 f. Rheinseite: Matt 2013, S. 37 f.
- 12 Simon-Muscheid 1988, S. 206.
- 13 Schulz 1985, S. 171–183.
- 14 Simon-Muscheid 1988, S. 306.
- 15 Nur die Weber hatten das Zunfthaus in der Steinvorstadt: Simon-Muscheid 2003, S. 153.
- 16 KDS BS, Bd. 8, S. 408. Simon-Muscheid 1988, S. 202.
- 17 Möhle 2010 auch zum Folgenden.
- 18 Marchal 1971.
- 19 Zu einem der wenigen erhaltenen Repräsentationsobjekte aus vorreformatorischer Zeit, einer Wappenscheibe der Schneiderzunft: Wehrli-Johns 1992.
- 20 Simon-Muscheid 1988, insb. S. 308–310.
- 21 StABS, Zunftarchive, Zum Rebhaus 4.
- 22 StABS, Zunftarchive, Zum Rebhaus II 2.
- 23 Wackernagel 1883, S. 232, 245. KDS BS, Bd. 5, S. 404.
- 24 Teuteberg 1992, S. 33–38, 43–45.
- 25 KDS BS, Bd. 7, S. 25, 122 f.
- 26 Erste Erwähnung 1349. KDS BS, Bd. 8, S. 85 f.
- 27 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1 (2011), S. 380–386.
- 28 Wackernagel 1885, S. 18 bezeichnet sie zu Konzilszeiten schon als «Haus der Gemeinde».
- 29 Gilomen-Schenkel 2008.
- 30 Weissen 1994, S. 264.
- 31 Füglistner 1981, S. 265–267 und öfter. Groebner 2004.
- 32 Meyer 2000, S. 36–41.
- 33 Fouquet 2019, S. 68, 70, 73.
- 34 Stehlin 1915, S. 163.
- 35 Honegger 1977.
- 36 Morsel 2014.
- 37 Vischer-Merian 1880, S. 35–48.
- 38 Moser 1991, S. 363–366.
- 39 Zimmer 2005, S. 23 f.
- 40 Ebd., insb. S. 22, 30–36, 56 f.
- 41 Wackernagel 1885, S. 46.
- 42 Vgl. die Abbildung und dazu Rapp; Stucky-Schürer 1990, S. 89 f. Schubring 1995, S. 80–83.
- 43 Zimmer 2005, S. 58.
- 44 Hieronimus 1938, S. 218–225 (Brillinger, Cereemoniale).
- 45 Koelner 1929, S. 214 mit Anm. 66 (S. 248).
- 46 Gattaro 1885, S. 38.
- 47 Matt 2021, S. 20 f.
- 48 Hartmann u. a. 1951, S. 29, 30, 40.
- 49 Zum Basler Stachelschützenhaus am Petersplatz Helmig 1991, S. 65.
- 50 Gehringer 2021 (Druck unter verändertem Nachnamen in Vorbereitung: Berger).
- 51 Ginsburger 1909, S. 69 f.
- 52 Kaplan 2011, S. 69–92.
- 53 Zu allem Folgenden Alder; Matt 2010.
- 54 Ginsburger 1909, S. 355 f.
- 55 Beckmann u. a. 1896, Bd. 3, S. 432 f., Bd. 5, S. 138 f. StABS, Ratsbücher Ol, Urfehdenbuch I, 249.
- 56 Bäumer 1994.
- 57 Hieronimus 1938, S. 283 (Brillinger, Cereemoniale).
- 58 Wackernagel 1907–1924, Bd. 2.1 (1911), S. 374.
- 59 Härtel 2017, S. 212–224.
- 60 Freundlicher Hinweis von Andreas Berger (ehemals Gehringer).
- 61 Wild; Böhmer 1996.
- 62 Gilomen 2009, S. 157 f.
- 63 Mentgen 2002.
- 64 Medieval Ashkenas, Elsass I, Nr. 151.
- 65 Meyer 2005, S. 39 mit Edition des Eintrags S. 234 f.
- 66 Brant 1494.
- 67 Zum Folgenden vor allem Simon-Muscheid 1992.
- 68 Simon-Muscheid 2011, S. 36.
- 69 Bühler 2013. Graus 1989, S. 240 f. Simon-Muscheid 1992, S. 205.

nulli principes nostri
temporis habētes, læ
di cum ille adest, a ne
mine possunt, nisi si
milē habente. Tela

Penelopes.) *πενελόπης*

ἴσῳ ἀναλύει. i.

Penelopes telā resoli

uere, aut retexere, p/

uerbio dictum est, p/

eo quod est, operā in/

anem sumere, rursū

q̃ destruere, quod ef

feceris. Nam Homel

rus Iliados. β. fingit

Penelopem telā, quā

iterdiu texuit, noctu

retexuisse, atq̃ eo pa

cto, procos illuisse, q̃

bus simulatq̃ tela p/

fecta fuisset, promise

rat se nupturā. Vnde

sic ait, *ἐνθα καὶ ἡματὶν*

μὲν ὑφαίνεσκεν, μέ

γαρ ἴσῳ, νύκτας δ' ἄλι



Dor. Theologi.